

Noch jung:

Eine Studie von Sophie von Rhuenberg (Wien).

Sie sah in ihrem hübschen, kleinen Salon, stützte den Kopf in die Hand, und dachte nach. Es war ein ungeheurer heißer Tag, über das sie nachdachte, ein Thema, das ihr zugleich heiß und kalt machte, süße Erinnerungen weckte und einen wehmüthig dunklen Schatten auf die Zukunft warf.

Das Alter einer Frau ist immer etwas sehr Merkwürdiges, etwas, das man mit zarten Fingern, oder lieber gar nicht anfassen soll. Nicht einmal sie selbst wagt sich offen und ehrlich daran, sie umschleicht mit zierlicher Grazie jeden ihrer Geburtstage und verzichtet aber auf Blumen und Glückwünsche, als daß sie zugiebt: Auch ich bin geboren. Dieser denkwürdige Tag, an dem sie das Licht der Welt erblickt hat, bleibt ewig ein verklärtes Bild von Sais für alle ihre Bekannten und wecke dem wissensdurstigen, taktlosen Jüngling, der es zu lüften versucht!

Aber zuweilen, wenn sie allein ist im dämmerigen oder matt beleuchteten Gemach, wenn irgend ein Brief, ein Buch, eine Begegnung sie melancholisch stimmt hat, dann fängt sie an, ihre Jahre zu zählen. Nicht hörbar, nicht einmal leise, nein, sie denkt nur an gewisse Ereignisse in ihrem Leben: An große Schmerzen, denen sie zu unterliegen gemeint, und die sie dennoch müthig ertragen hat, an süße Augenblicke der Freude, die sie gerne fortgesponnen hätte zu einem langen rothen Faden der Glückseligkeit, und die plötzlich zerfasert in alle Lüfte flogen.

Sie denkt an ihr paar buchtige Liebesleiden, an die Zeit, da ihr großer Junge noch im Decken lag, mit himmelblauen Maschen geschmückt, an ihren Hochzeitstag, der so lächerlich sonntags war, daß die alten Weiber meinten, das bedeute sicherlich nichts Gutes. Und dann denkt sie ganz weit zurück, an die Tage der Kindheit, als ihre Mutter noch blonde Haare hatte, an die Abend-Gesellschaften im Hause ihrer Freundin, der zierlichen, blauen Komtesse, bei denen es immer Schaumtorte gab und Orangenschnitten die in Zucker getaucht. Und auch an den ersten Ball denkt sie: sie war noch so mager und unbeholfen in ihrem Rosa-Kleid, aber ein braver, stiller Bräutigam war dabei und schwärmte sie an, in dessen sie müthig über ihn lachte und nur darauf bedacht war, ihn zu quälen.

Wie köstlich das war! — Sie verfinstert in fromme Betrachtung all dieser kleinen und großen Ereignisse. Aber plötzlich merkte sie, wie lange es her ist, daß sie das Alles erlebt hat. Fühlbar, greifbar fast, dehnt sich die Zeit zwischen den einzelnen Begebenheiten. Sie zählt nicht nach Jahren, sie zählt nach Erinnerungen, die wie eine schäumende Hochfluth ihre Seele füllen. Oh, diese vielen Erinnerungen! Und sie fragt sich mit einem schmerzlichen Seufzer: Wie ich denn schon so alt — so alt!

Das Wort thut weh, ohalich Niemand es gehört hat. Sie steht auf und tritt an den Spiegel, dessen große, glänzende Fläche ihre ganze Gestalt wiedergibt. Prüfend betrachtet sie sich, von dem reichen, dunklen Haar an bis hinab zu den kleinen, schmalen Füßen. Sie ist allein und sie will sich selbst einmal die Wahrheit sagen, ganz offen heraus, ohne schmeichelnde Schonung.

Das helle Sommerkleid schmeigt sich weich an die schlanken, kräftigen Formen, das Haar bauscht sich gefällig über der klugen Stirne, die Augen blicken ernst und träumend; nur der kleine Mund lächelt ein wenig, als wenn er die Grübeleien hinter den dunklen Stirnlocken recht spaßhaft fände. Aber er hat Unrecht zu lächeln — denn da, mitten durch die dunklen Haarwellen schiebt ein schneeweißes Faden! Wie ein Federzug des Grams zieht er aus, eine leise, zitternde Spur von vergangenen Kämpfen. Und um die träumenden Augen ein paar kleine, dünne Schatten — eine Falte ist's nicht, aber ein Fältchen. Ah, es ist also wirklich wahr — sie beginnt alt zu werden!

Ja, wenn man Primaner zu Söhnen hat, was kann man anderes thun, als so allmählig, wunschlos und klaglos eingehen in die trostlose Debe des Alters.

Die Farben der Kleider müssen dunkler werden den Jahr zu Jahr, die Hüte immer unauffälliger; die Hauswirtschaftsdominirt, alles Ledrige stirbt langsam ab, die Herren hören auf galant zu sein, die jungen Mädchen werden immer respektvoller. Niemand wendet mehr den Kopf nach ihr um, wenn sie vorübergeht und wenn von schönen Frauen die Rede ist, darf sie sich nicht mehr getroffen fühlen. Es paßt auch nicht mehr recht, daß sie so frühlich auflacht, wie ihr's zuweilen um's Herz ist, oder daß sie Schmeicheltreden als etwas ganz Selbstverständliches hinnimmt. Sie muß dann gesehen erscheinen, anspruchslos und ruhig. Aus ihr's mit allem Scherz und Flirt, Alles stumm, Alles verblaßt — und sie wird unfähig traurig sein über sich selbst. Oh, nur nicht alt werden, nur das nicht — es ist für jede hübsche Frau der Tod bei lebendigem Leibe!

Frau Adele seufzt tief auf und wendet sich von dem bösen Spiegel ab, der so indistrete Dinge ausplaudert. Dann zieht sie ihr elegantes Straßen-Kostüm an, setzt ihr blumengeschmücktes Hü-

chen auf und schickt sich an, einen längst geplanten Besuch zu machen. Sie ist heute nicht fähig, zu lesen, oder mit ihren Jungens Latein zu üben, — der stumme Monolog von dorthin klingt noch wehmüthig in ihrer Seele fort. Sie muß hinaus in die Sonne, unter Menschen, um diese betörenden Stimmungen wieder los zu werden. Ehe sie geht, wirft sie noch einen Blick in das Zimmer ihrer Söhne, küßt die blonden Köpfe, die so ernst über die Bücher geneigt sind. „Wir sind bald fertig, Mama“, sagt der Eine.

„Das ist recht“ — erwidert sie lächelnd, „dann tollt Euch aber auch gründlich aus im Garten und laßt Euch von Helene die Erdbeeren geben, die im Buffet stehen.“

Vier leuchtende Augen sahen zu ihr empor, dann senkten sich die blonden Köpfe wieder auf die geöffneten Bücher herab und Frau Adele schreitet zur Thür hinaus.

Der Besuch war erbeigigt, ohne sie besonders erheitert zu haben. Nun leckte sie der flutende Frühlingsmenschen in den nothen Park, und sich ganz der süßen Müdigkeit überlassend, die sie erfüllt, geht sie langsam, in unbestimmten Gedanken durch die grünen Laubgänge dahin, setzt sich endlich auf eine einsame Bank und sieht träumend auf das fatte Farbenspiel der blumengeschmückten Rasenflächen, über die die leise bewegten Baumzweige zitternde Schatten streuen. Auf einer Tannenspitze sitzt eine Amsel und singt. Weithin tönt das reizvolle Lied und überklingt wohlthunend das mirre Gezwitscher der Spatzen.

Frau Adele seufzt, wie borthin in ihrem Zimmer. Der Frühling stimmt immer traurig, wenn man selbst nicht mehr Frühling ist. Es ist wie ein Mißklang der Eifersucht zwischen dem Menschen und der Natur zu solcher Zeit. Die Natur verjüngert sich immer wieder im Jungbrunnen des Lebens, der Mensch aber altert; altert hoffnungslos. Und wenn dieser Mensch nun vollends das Unglück hat, eine etwas eitle Frau zu sein — oh, dieser herrliche, Maitag, er sprach um sein Haar trotzreicher, als der Spiegel in Frau Adelen's Zimmer!

„Gnädige Fräulein gestatten“, klang eine helle Baritonstimme mit fremdem Accent plötzlich an Frau Adelen's Seite. Sie wandte überrascht den Kopf und sah einen hübschen, stämmigen Mann in aufsteigendem englischem Ueberrock, der neben ihr Platz nahm. „Bitte“, sagte sie mechanisch und guckte ihn unwillig dem aufgespannten Sonnenschirm herab genauer an. Er hatte ein sympathisches Gesicht, einen gut geformten Spitzbart; Kragen und Kravatte waren tadellos. Dann als sie zu bemerken glaubte, daß er seine schwarzen Augen auf ihre ruhen ließ, senkte sie den Schirm ein wenig und sah geradewegs in's flimmernde Rasengrün hinaus.

Da klang von Neuem die Stimme neben ihr: „Werden verzeihen, gnädige Fräulein, aber ich habe schon einmal das Vergnügen gehabt, in die Oper neulich, in „Siegfried“. Ist sein Gefährt in die Fremdenloge und haben gar nicht gehört von die Musik, die sehr unmelodisch sein, ich haben nur geschaut auf Ihre Platz in Parterre und ich — wie sagt man — sehr sehnsüchtig gewesen Fräulein kennen zu lernen.“

Frau Adele wandte ihm überrascht, mit einem lächelnden Ausdruck, ihr Gesicht zu. „Aber das war sehr schade“, sagte sie heiter, „Siegfried“ ist so schön und ich — ich bin längst verheirathet.“

„Verheirathet?“ wiederholte der Fremde betrübt, „das thut mir wirklich sehr groß leid! Ich hätte selbst wollen heirathen der Dame! Ich bin sehr gut situiert und ich haben große Vorliebe für Ihre Erscheinung.“

„Ja, leben Sie“, lächelte Frau Adele, „da läßt sich nun nichts machen!“ Und in ihren Augen blitzte es schallhaft; „vielleicht, wenn der Zufall uns dort Jahren zusammengeführt hätte.“

„Ah!“ machte der Fremde mit einer bedauernden Handbewegung. Dann sagte er in naiver Beharrlichkeit: „Aber möglic, daß gnädige Frau nit glücklich sein, — ich kennen viller solcher Ehen — und möglic, daß Sie sein vereinsamt und haben Sehnsucht nach Liebe?“

Er drehte sich herum auf der Bank und blickte sie fragend an. Frau Adele hatte die deutliche Empfindung in diesem Augenblick, daß sie empört aufstehen, ihm einen vernichtenden Blick zu werfen und sich hoheitsvoll von ihm abwenden sollte — aber sie konnte nicht, sie mußte wider Willen lächeln, ja beinahe fröhlich auflachen über diese Dreifigkeit. Es war etwas so Erfreuliches, Heiteres, diese ungeschminkte Erklärung im frühlingsgrünen Park.

Wie ein lustiger Frühregen müde Blumenblätter aufspritzt, so wirkte die kleine Szene auf ihre gedrückt Stimmung. Und so neigte sie nun mit graziosom Spott den Kopf gegen ihn hin und sagte, indem sie sich erhob: „Es thut mir wirklich leid, mein Herr, daß ich nicht unglücklich bin, — nicht so unglücklich, als es Ihnen vielleicht vernünftenswerth erscheinen möchte. Mit der Liebe ist es also nichts, — aber ich danke Ihnen für die kleinen Scherz, er war originell und man erlebt so wenig Originelles heutzutage! Adieu, mein Herr.“

Und während der fremde Schwärmer etwas verlegen seinen tadellofen Hut lüftete und mit sehr gemäßigten Empfindungen der sich langsam Entfernenden nachblickte, schwebte Frau Adele über die Parterre dahin, als wenn sie flügel hätte.

Was das nur sein mochte, daß sie

fer weiche Frühlingsstg ihr nun mit einem Male so wohl that in innerster Seele? Die Sonne leuchtete und wärmte, die Vögel sangen inniger als zuvor, die Menschen, die an ihr vorbeizogen, schienen ihr sympathischer als sonst zu sein. Sie fühlte ordentlich, wie hübsch sie ausah in ihrem hellen, eleganten Kostüm, Alles um sie her grühte, lächelte, kurz sie war in freier, glücklicher Stimmung — was das nur sein mochte?

Ah, es war ganz einfach dies: das schlummernde Bewußtsein ihrer sieghaften Weiblichkeit war aufgewacht, dehnte sich wohlthig in dem stillen Frauenherzen, wie eine schimmernde Laecete im Sonnenschein und rief mit einem feinen Märchen-Stimmlein immerzu: „Du bist noch jung — noch jung!“

Da drohen auf dem Berge.

In der Eifel, wo sie hoch wird, ehe sie abe wird, liegt die kleine Klaus. Versteckt von Fichten. Eine ganze Allee führt hinauf, lauschig. Plötzlich thut sie sich auf — und links ist eine Estrade von Stein, darüber hinaus und in der Tiefe — Wald, Wald, herrlicher Wald. Aber es ist nicht Thüringen; es ist die Eifel, die herbe, die hier sanft wird und wohlthig. Rechts steht die Klaus.

In dem Kirchlein brennt das ewige Licht — und da steht ein Opferstock, darauf ist zu lesen: „Für den Bruder.“ Hart an dem Kirchlein lehnt die Bekauung des Bruders, winzig klein — die Fenster sind kaum zu sehen vor dem wilden Geranien eines Baumleins; sonst ist der Krautgarten ziemlich in Ordnung. Durch die niedere Thür kommt man in einen kleinen Raum, da verkauft der Klausner Heiligenbilder, wohl auch von seinen selbstgepflanzten spärlichen Bohnen und Kartoffeln. Das kommt aber selten vor. Und er kann auch nicht abwägen; er giebt den Leuten viel zu viel.

Oben im Häuschen schläft er — auf einer alten Matratze; Bücher und einige Kochgeräthe liegen wirr durcheinander, der kleine Ofen hat die Wand geschwärzt; es ist sehr unordentlich. Durch eine Fensteröffnung sieht man von hier hinab in die Kirche. Des Nachts und im Winter ist der Glodenstrang durch die Öffnung gezogen, daß der Bruder läuten kann, wenn Einbrecher kommen.

Am Tag verlor er sein Kirchlein, betet er seine Gebete und geht seiner kleinen Landwirthschaft nach. — Des Sonntags Morgens geht er hinab ins Thal. Im alten Städtchen hört er das Hochamt. Dann kehrt er zurück hinauf in seine Einsamkeit.

Ja, im Winter, wenn der hohe Schnee liegt, da ist er ganz allein mit Gott und seiner Natur. Da bringt nur ein verirrtes Vögelin ein flatterndes Scheues Leben dort hinauf, dem theilt er von seiner Nahrung und es sagt ein rasches „Verget's Gott“ und fliegt abwärts in die Thäler.

Aber im Sommer da verlieren sich mühtunter andere Vögel dort hinauf. Sommervögel ohne Flug. — Sie leuchten und haben dicke Bäuche, den Hut im Genid und die Weinsflasche in der Hand. Wenn sie oben sind, lassen sie sich wohl auf die Steinmauer fallen, baumeln mit den Beinen und thun einen langen Athemzug und einen Trunk. Hin und wieder stimmt auch wohl Einer ein weltlich Liedlein an — das trägt hier gar gut — Jubu — wie das schallt! Ehe sie gehn, werfen sie einen Blick in's Kirchlein. Auch Einer oder der Andere wird nobel und greift in seinen Sack: „Für den Bruder.“ Der hat sich zurückgezogen, wie die Schneid in's Haus.

Die Sonne geht unter in einer so herb wehen Herrlichkeit, wie sie nur in der Eifel untergeht. Die Männer werfen ihr einen verständnisvollen Scheidegruß zu, schieben den Hut noch tiefer in's Genid und trällern heimwärts; die Frauen plaudern und folgen ihnen.

Schwaghafte Volk! Schlimmer als die Spagen!

Vater Martinus tritt vorsichtig vor sein Pfortlein. Die Nacht sinkt. Er entfernt die Heilerste der Fleischluft. — Hierlich und feierlicher senkt sich die Nacht. Das kleine Licht leuchtet durch die offene Thür. Er kniet nieder vor dem Altar, schlägt das Kreuz und betet:

„O wie reichlich strömten mir Gottes Gnaden heute zu. Nie werde ich Deine Liebe vergessen, o mein Gott. O wie schredlich sind Deine Gerichte, wie unendlich ist aber auch Deine Barmherzigkeit. Wer wagt, meinen Augen Thränen geben, daß ich Tag und Nacht meine Sünden beueine? O Wunden meines Heilandes, heile mich; o Jesus, in Deine heilige Seitenwunde schließ meine Seele ein. Ich habe es beschloffen, ich will mich in Ewigkeit nicht mehr von Dir trennen. Amen.“

Auf seinem ärmlichen Lager liegt Vater Martinus. Er schläft. Das Mondlicht beleuchtet sein hageres Gesicht, weht einen Schein um sein Haupt. Die Frauen, armen Finger haben sich auf der braunen Kutte gefaltet. Durch das Fenster hängt der Glodenstrang, es schimmert leise röhlich in der Kirchenschönung. — Todensüß! — Nur der Athem des Mannes — und dann und wann knistert das Licht!

Ein heißer, klarer Nachmittag ist's, mitten im Sommer. Blendend leuchtet die Sonne. Da klopf es ein paar Mal fest und sicher gegen das Pfort-

lein zur Klaus. Niemand rührt sich. Es klopf wieder. — Der da Einlaß begehrt, muß einen rechtsgiltigen Grund haben, denn der Bruder, nimmt den Schlüssel von der Wand und schlappt ruhig, ohne Haß und Neugier der Thür zu und öffnet. Da steht vor ihm — erhtigt, rosig bis unter das lockige Stirnhaar, ein junges Weib. Breitrandig ruht der Strohhut auf dem feinen Kopf, ein Buch trägt sie unter dem Arm. Neugierig sieht sie ihn an. — „Bruder Martinus!“ — „Ich hab' eine rechte Bitte!“ Halb verlegen klingt es, halb treuhertzig, ein bisschen übermüthig — und schon ist sie drin in dem kleinen Höflein und der Bruder schaut sie fragend an. Sein Blick ist ganz ruhig, gleichgiltig freundlich — mit einem Kinderbilde schaut er ihr gerade in die Augen; sie senkt die ihrigen, weiß nicht recht, wie beginnen.

„Wollen Sie mit einer rechten Gefallen thun, haben Sie eine Stunde Zeit, eine kleine — ich möchte Sie zeichnen — in mein Stizzenbuch. Hier, sehen Sie“ — und sie schiebt ihm das Büchlein zu.

„Hier, der Kantor — ganz getreu — und der Peter Michel, die alte Großmutter — der Freiherr!“ — „Der Freiherr kommt öfter hier herauf,“ nicht der Bruder — er ist ganz vertieft. „Ja“, lacht das Mädchen, das Boden gewinnt, „der Freiherr ist mein Onkel — ich will ihn überraschen. Bitte, lieber Vater, sitzen Sie mir, oder haben Sie keine Zeit?“

„Doch, gern, ich komme gleich.“ — „Zwei i Stühle, Herr Bruder!“ sie ordnet die rohgeputzten auf dem kleinen Hof. „Ein Glas Wasser, Herr Bruder, ich verschmache.“ Ruhig und selbstverständlich, wie er Alles thut, bringt er das Gewünschte, ein Glas trisalkaltes Wasser; er bringt es auf der flachen Hand mit einfach vornehmer Bewegung. Edith Werner hat den Strohhut abgenommen, die Handschuhe neben sich in's Gras geworfen und schaut sinnend nach der Thür, hinter der der Mönch verknümmert ist. Ein gerührtes Lächeln legt sich um ihre Lippen. — „Ja, gut sein, einfüllig sein, das ist die wahre Vornehmheit. Sie seufzt auf und streicht sich mit ungeduldiger Bewegung das Haar aus der Stirn; ein schwerer Erntelagerer sich darüber, sie sieht um Jahre älter aus. Wie um lästige Gedanken zu verjagen, schüttelt sie den Kopf, zieht eine längliche Dose aus der Tasche und bereitet sich Stifte und Gummi. Es bleibt lang — das Modell — sie sieht prüfend um. Das schattige Höflein, das in den Krautgarten führt, der jetzt in praller Sonne liegt — und dort, was ragt dort in die Höhe, mitten unter Kohl und Rüben? Ein mächtiges Kreuz aus ungefügem Holz mit der Länge und allen Marterwerkzeugen, mit Nägeln, Jangen.

Da tönen Schritte. Er steht vor ihr, angethan mit seinem besten Habitus, die Schnur um den Leib, dran hängt der Rosenkranz — auf dem Kopf trägt er eine kleine braune Kopfbedeckung. — Sie schiebt ihm den Stuhl zurecht, labet ihn ein, sich darauf niederzusetzen; er thut es.

„Man wird es Ihnen nicht verübeln, wenn ich Sie zeichne?“ fragt endlich Edith, in ihrer plötzlichen Art. — Sie werden das Bild nicht vervielfältigen oder es irgendwie in den Handel bringen?“

„Nein, nein“, sagt Edith, „nur für mich, für mein Stizzenbuch.“

„Dann kann Niemand etwas da wieder haben.“

Sie athmete auf. „So — etwas mehr nach rechts — die Augen dorthin gerichtet. Ich nach drei.“ Sie sieht hastig nach der Uhr. — „So“ — und sie beginnt zu zeichnen. Sie vertieft sich in dieses magere Profil mit den scharfen altheutschen Linien. Die hohe Stirn bedeckt mit dem grauweißen Haar — die feingezogene Nase mit dem leichten Höder, der edelgeformten Kruppe, dem weitausgehenden Nüstern. Der Mund giebt ihr zu raten, dieser tiefgelegene Mund mit den schmalen Lippen, ein Mund der Entsaugung. Das lange, vorstehende Kinn und die Augen — tief und wasserhell zugleich und weit geöffnet.

„Sie sind müde?“

„Ich habe Schweres in meinem Leben vollbringen müssen.“

Sie sieht jetzt erst die tadellofen Zähne des Mannes. Der kindliche Ausdruck seines Gesichtes mit dem grauen Haar kommt ihr zum Bewußtsein; er scheint ihr auffallend jung.

„Wie alt sind Sie?“

„44 Jahre.“

„Und das weiße Haar?“

„Ich habe einen großen Schrecken durchlebt.“

„Sie sind nicht immer hier als Einsiedler gewesen?“ fragt Edith weiter, ihre Finger gleiten emsig über das Papier.

„Nein, ich war in einem Brudertorden zum heiligen Franziskus.“ Ich war Orgelbauer — Schreiner.“

„Dann haben Sie das Augustiner dort gemacht im Garten?“

„Ja.“

Eine Pause. Der Mönch sieht wie ein aus Stein gehauener Heiliger, die Zeichnerin arbeitet mit großer Vertiefung — ihr ganzes Gesicht arbeitet in jähem Wechsel mit, bald zufrieden nickend, bald mit dem Ausdruck der Ungebuld, der Enttäuschung. Die heiße, heiße Sommerhitze brennt, Wien summen — sonst ist es lautlos. „Ah!“ — wenn ich Farben hätte! Wähe eine Freilichtstudie — diese zart violetten Töne! Die Schatten!“ Sie seufzte tief auf. Dann arbeitet sie weiter.

„Sind sie müde?“ Ihnen ist

nicht wohl“, forscht sie ängstlich. Das Wesen des stillen Mönches drückt Unruhe aus.

„Ach nein“ — und ein verlegenes Lächeln spielt um seinen Mund — „die Hühner?“

„Die Hühner?“ Edith hört ein Flattern, sieht in der That einige Hühner über die Beete des Gärtleins fliegen, bereit, sich dort niederzulassen.

„Ich werde sie fortjagen“, sagt sie aufsehend und geht den Hühnern nach. „Husch, husch“ — und die Erschredten fliehen eilends. Die Füße des Bruders sind wieder vollkommen ruhig.

„Die Abscheulichen — Ihr bißchen Gemüthe wollen sie Ihnen zerstören — und davon leben Sie wohl im Winter — ja von was leben Sie denn überhaupt?“

„Von Wasser und Brot zumeist. Im Sommer geht es, aber für den Winter muß ich fameln.“

„Und bekommen Sie gar kein Geld von Ihrem Orden?“

„Geld, nein. Außer dem, was der Opferstock manchmal bringt, aber das ist nur im Sommer.“

„Edith ist wieder fleißig bei der Arbeit.“

„Ihr noch zwanzig Minuten“, sagt sie verzweifelt. „Ein wenig nach links — das ist zu weit. So!“ — Und sind Sie immer in derselben Gegend gewesen? An demselben Orte, meine ich.“

„Nein, ich war in Italien.“

„In Italien?“ — Sie Glücklicher. In Italien?! — Wie kamen Sie dazu?“

„Mein Orden sandte mich dorthin.“

„Es ist schön in Italien, nicht wahr? Wunderschön!“

„Ja, es ist schön, es ist ganz gleichgiltig, wo man ist — im Anfang freilich scheint es anders, dann aber ist es ganz gleichgiltig, — ich hatte viel und schwere Arbeit.“

Edith legt die Hände in den Schooß und sieht den Mann an, erstaunt und fragend — dann schüttelt sie den Kopf. Eine fremde, ferne Welt.

„Schnell, schnell, sie muß heim, es tönnere Fremde kommen — noch die Rutte angebeutet, den Strid —“

„Und jetzt — hier so ganz allein — ist es Ihnen nicht einjam?“

„D nein! Ich bin sehr glücklich so. — Wenn man unter vielen Menschen war, mit so vielen hat auskommen müssen — ich wünschte mit nichts Befreies.“

Das Weltkind seufzt. „Sie ist wohl schwer, die Malerei?“

„Ja, ja, das ist sie. Aber jetzt sind Sie erlöst, die Stunde ist um. Sehen Sie hier — sind Sie das?“

„Ich kenne mich zu wenig — es wird wohl so sein.“

„Haben Sie Dank“, sagt Edith und reicht dem Bruder die Hand. Er giebt sie ihr, einfach und selbstverständlich, wie er Alles thut.

Sie steht draußen vor dem Pfortlein, wendet sich und tritt noch einmal in die Kirche — sie ist selbstam ergriffen. So still, so leise, so voll Frieden. „Nicht wie die Welt“, nicht wie die Klucht giebt. — „Für den Bruder“, sie senkt ihren kleinen Dank hinein.

„Es ist eine Ruhe vorhalten den Kindern Gottes“, oder ist es „Friede“ — Edith ist nicht bidelfest — wo liegt das große Geheimniß! Sie tritt sinnend wieder heraus, heraus in das unruhige, heiße, verlodende Sommerleben. Sie leben, das ist es. Und das Andere heißt S t e r b e n. Bewußt, frohbewußt, Glied für Glied, Zoll für Zoll absterben mit glücklichem Lächeln — sich hingeben für eine große heilige Idee. — Wie hatte jener gewaltige Kanzelredner damals gejagt: „Die Kerze ist ein Symbol der Person Christi. Gleich wie sich das Wachs beständig verzehrt und doch die Flamme in gleicher Gluth und Reinheit erstrahlt — bis zuletzt — also verzehrt sich der Leib Christi, während der Geist lebendig und stark bleibt, bis zum letzten Athemzuge.“ So soll es bei seinen Nachfolgern auch sein, daran gemahnend die Kerzen.

Ein mythisches Dämmern legt sich um ihre Stirn und sie ist fast erschrocken, als sie aufblickend den Bruder ruhig und heiter an seinem Pfortlein erblickt; er hat sie erwartet; er hält eine Rose in der Hand, die er ihr reicht. Eine Königin des Krautgärtleins und doch voll Leben, voll Duft — Bruder Martinus hätte ihr ein Heiligenbild geschenkt oder ein Gericht Bohnen, aber sein einfältiges Herz entschied richtig; er hatte aus den Fragen die Kezgerin wohl erkannt — er war auf einer Stufe der Weisheit angelangt, die höher organisirten Köpfe vermagt bleibt. — „Gott hat es den Klugen verborgen, aber den Einfältigen hat er es geoffenbart.“

Edith fühlt sich frei und leicht und ohne Erdschwere, als sie den Berg hinunterträumt — dem Städtchen zu, der kleinen Secundarbahn zu. —

In der Nacht — die Sterne standen hoch am Himmel, die Vögel schliefen, die Wienen schliefen, die Hühner saßen geduckt, das Holzzeug ragte schwarz — in der Nacht kniete Bruder Martinus vor dem Altar und betete.

Verzögernde Thierbiße. Viele amerikanische Rettungs-correspondenten, welche sich mit Vorliebe Bestien-Entsorgungsgeheimnissen widmen, und dieselben nicht völlig aus der Luft greifen, sind sich noch nie darüber einig geworden, wieviel Biße von Thieren verstoßen werden können. Soweit diese Thiere nicht cönexies als Giftthiere bekannt sind, oder soweit sie nicht etwa an Wuthkrankheiten gleich den tollen Hunden leiden. Auch für Gelehrte ist

diese Frage zum arohen Theil noch eine offene, und in der Sommerzeit macht dieselbe allemal am meisten von sich reden, da die wirthlichen oder angeordneten Fülle, welche in dieses Cabitel gehören, stets in der heißen Zeit am zahlreichsten sind.

Es ist merkwürdig, wie viele diesbezügliche arundlose oder aus Dichtung und Wahrheit gemischten Geschichten sich bei uns sonne behaupten, und ein Bestandteil des allgemeinen Volks-glaubens werden können. Das Sprichwort, daß Vigen kurze Beine haben, wird durch Tausende agentheiliger Beispiele selber Lügen gestraft.

Erst vor Arzem waare der Verfasser eines Buches über amerikanisches Viehwirthschaft die Behauptung, daß unzählige Hitenburken und Cobobos nichts mehr fürchten, als den Biß des Ntis, da derselbe sicher zu Wasserchen und Tod führe, und schon viele Hitenburken ihr Leben dadurch verloren hätten, daß sie von solchen Thieren, die Nachts unter ihre Federn krochen, gebissen worden seien; auch ein Arizono-er Volsen der Bundesarmee sollte in einer einzigen Saison 13 (!) Mann durch Ntis-Bisse verloren haben. Dabei ist die Thatfache, daß der Ntis auf unferen Ebenen überhaupt nicht vorkommt, wenigstens noch niemals nachgewiesen worden ist.

Allen Ansehen nach aber bilden obige Angaben ein nachhal einer bemerkenswerthen Mythe, welche in gewissen Theilen unferes arohen Landes weithin Verbreitung fand und sich da und dort noch bis heute erhalten hat; nämlich die Mythe von der „Stinkfluthe“. Diese Mythe ist wahrscheinlich durch die Thatfache hervorgerufen worden, daß einmal in Arizona eine ausgedehnte Tollwuth-Epidemie unter den kleineren fleischfressenden Thieren ausbrach. Das ist nichts beißendes Auffallendes; denn in Europa, wo man solche Dinge schon längst sorgfältiger terzeichnet hat, weiß man von nicht weniger, als 9 derartigen Epidemien unter wilden Früchten in verschiedenen europäischen Gegenden während 35 Jahren, sowie auch von zwei ähnlichen Rakken-Epidemien im selben Zeitraum. Bei uns aber gingen Viele auf Grund jener Erscheinung so weit, zu behaupten, daß der Biß einer a e s u n d e n Stinkfluthe schon aitia feunb Tollwuth oder Wuthkrankheit erzeugte. Ja, es giebt noch jeht Amerikaner, welche die tödtlichen Folgen eines Bisses von Stinkflagen aus willkürlich nach nördlichen und südlichen Breitenarten einer bestimmten Region charaktarisiren!

Bei alledem hat die ganze Frage der Thier-Bisse noch vieles Räthselhafte, und viele wohlbealautete Aussagen liegen über die lerbänmannliche Nachwirkung solcher Bisse auch von gefunden Thieren vor. Man muß sich nur hüten, daraus ein allgemeines Gesetz zu stempeln; wenn ein solches vorhanden ist, sind wir jedenfalls noch nicht in der Lage, dasselbe zu formuliren. Vorwiegend scheinen solche Fälle bei den Bissen fleischfressender Thiere vorzukommen; indess sind sie auch bei Pflanzenfressenden Thieren keineswegs ausgeschlossen, und die Vegetarier mögen sich daher noch bedenken, ehe sie Capital daraus schlagen.

Wasserscheu bei Menschen wurde u. A. nicht bloß durch Hunde, an denen man keine Krankheit nachweisen konnte, sondern auch durch den Biß von Echsen, Füchsen, Ratten und verbiethenen anderen wilden Vierfüßlern verursacht — das heißt, lediglich bei einer Vermischnng nicht näher bekaannter Umstände. So viel kann als feststehend gelten, daß die Ertragung von Thieren viel mit dem Charakter ihres Bisses zu thun hat, bei welchem ein mehr oder weniger oitziärer Speichel erdriehen kann. Hundebisse sind überhaupt stets gefährlich, — die größereren Hunden schon wegen der schredlichen Wunde, welche ihr Biß verursachen kann (wenn auch nicht in solchem Maße, wie der Biß von Wölfen, Tigern und Leoparden). Und man kann aetrost noch eine Stufe höher steigen: Auch die Biße von Menschenwesen, die sich zur Zeit in arcker Erregung befinden, haben bekanntlich schon in gar manchen Fällen eine Nachwirkung gehabt, die vollkommen einer Vergiftung gleich. Auch die Einbildung, daß viel, aber keineswegs Alles mit vergleichen zu thun. Wenn solche Borozänge jemals ihre völlige Aufklärung finden, so werden sie sich wohl alle als mehr oder weniger gleichartig herausstellen, — abgesehen von Veräufnungen, welche etwa dadurch entständen, daß die Thiere Pflanzenstoffe weitertrugen.

Die zahlreichen Ofter verhängnisvoller Thierbiße sind Kinder: in manchen betreffenden Fällen, in denen sich keine Blutvergiftung oder Tollwuth eingeseht hat, ist lebenslängliche Verkrüppelung erfolgt. Man ist zu der Ansicht gelangt, daß Thiere im Allgemeinen viel leichter von Wunden genesen, als Menschen: eine nachweisliche Ausnahme hiervon u a den jedoch wiederum der Hühn und das Reh.

„Gut, warum willst Du denn aber nicht mehr mit Gretchen gehen, Elli?“ — Elli (schätzjährig): „Ach, die hat so eine unmoderne Schulpuppe!“

„In schlechter Zeit, Bettler. Ich bitte ja nicht um Geld, sondern um abgelegene Kleider.“ — Hausfrau: „Die abgelegene Kleider trägt mein Mann selber.“

„Der Reisesproß, Schaffner, Geßwird, Herr von Dividenbeles, der Zug fährt gleich ab!“ — „Ach, wenn er abfährt, werd' ich für mich bestellen e Ertrag.“